

10]

Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von S. Skjoldborg.

Der Kutscher sitzt auf dem Bod, als hypnotisierten ihn die blanken Kopffirne der Pferde; er trägt graue Livree und einen hohen Hut mit roter und silberner Rosette.

Dann kommt das glänzende Gefährt des Barons von Löwenborg. Hier sind die Pferde pechschwarz, wie der Bart des riesengroßen Stützers, der stramm wie ein Gardist in Pelztragen und Vibernütze dasitzt.

Der Kutscher des Justizrats, der der letzte ist, trägt eine Mütze mit Silberband und einen dunkelblauen Mantel, dessen Tragen zurückgeschlagen ist, wodurch das rote Futter sichtbar wird. Seine Pferde sind fuchsrot mit weißen Füßen.

Bei jedem Paar blanker Pferde und bei jedem glänzenden Wagen neigen sich die Häusler — verbiegen sich und richten sich wieder auf, daß es gleich einer dreifachen Woge die Häuserreihen entlangzieht.

Dann senken die Männer erleichtert auf, wie wenn man einen schönen Ausblick gehabt hat oder irgendetwas überstanden ist.

„Was für Prachttiere — die mausgrauen!“ sagt einer.

Ein anderer hält es mit den pechschwarzen des Barons.

„Und was sagt ihr zu dem Haarigen? Er sieht meiner Seel aus wie ein Ausländer und dabei ist es kein anderer als Schmieds Hans!“

Es ist auch einer da, dem die Fuchsröten mit den weißen Füßen am besten gefallen haben.

Dann begeben sich die Frauen zum Melken aufs Gut. Die letzten werfen in aller Eile ein Tuch über den Kopf und rufen den Männern zu, gut auf das Feuer und auf „das Kleine“ zu achten.

Und dann gehen die Frauen, eine nach der anderen, oder zwei und zwei, den ausgetretenen Fußsteig entlang, der die Verbindung zwischen den Kätnerwohnungen und dem Gutshofe herstellt.

Per steht einen Augenblick unentschlossen da. Dann öffnet er seine eigene Tür.

Sophie ist nicht zum Melken gegangen, da sie kürzlich geboren hat.

Hier drinnen ist nur gerade das Notwendigste, ein Bett, eine Wiege, ein Tisch und zwei Stühle, genau das, was zum Liegen und Sitzen nötig ist, und nicht ein bißchen mehr.

„Die Fahrt hat ja lange gedauert, ich begreife nicht, wie lange Du . . .“

Rolens — mir — ist — fertig!“ unterbricht sie Per und nimmt eine stramme Haltung an.

Sie sieht ihn an; in seinen Augen scheint ihr etwas Fremdes zu sein.

„Kannst Du mal Deines Mannes Stiefel auffassen!“ sagt er freundsicher.

„Uebrigens war der Schuster heute hier. Er möchte gerne bald etwas Geld haben!“

„Ja — Geld wollen sie alle haben. Man kann doch das Geld nicht aus der Erde stampfen. Gib mir was zu essen.“

Er bekommt Schmalzbrot und schwarzen Kaffee.

„Nun sind die Papiere in Ordnung!“ sagt er und wirft den Kontrakt auf den Tisch, als sei es eine Obligation von mehreren Tausend Kronen. „Und ein Ferkel können wir uns halten, wann es uns beliebt. Ich will jetzt, weiß Gott, Fleisch im Topfe haben!“

Nach beendeter Mahlzeit pfeift er ein Lied und wirft sich aufs Bett, in dem ein einjähriger Knabe liegt.

Bald schnarcht er laut.

Sophie sitzt eine Weile still am Tisch, der Kopf fällt vornüber. Bald schläft auch sie.

Als sie erwachen, scheint der Mond ins Zimmer. Per zieht sein Hochzeitszeug aus und sie gehen zu Bett.

Nach einer Weile ertönt fernes Rufen. Näher und näher kommt das Geräusch und wird lauter und lauter. Draußen vor den Fenstern wächst es an zu einem brausenden Sturm von Heulen und Singen und Krähen und Mänen und rohem Gelächter, als sollte das Haus einstürzen. Er zieht vorüber und verliert sich in der Ferne nach dem Gute zu.

Das sind die Knechte, die aus dem Fallinger Wirtshaus zurückkehren.

Dienstbare Geister sind den Mittagsgästen behilflich beim Einsteigen und Einpacken in den geschlossenen Wagen.

Der Wächter macht auf Gyldholm die gewohnte Runde. Und damit ist dieser Feiertag zu Ende.

6.

Zwischen den Gyldholmer Scheunen, Ställen und Läden jammert und schnurrt es — als sei irgendwo ein riesengroßes Insekt eingeschlossen.

An verschiedenen Punkten des Hofes erklingt es, bald schwächer, bald stärker. Zwischen den Kuhställen wird das Gesumm von einem Arbeitswagen übertönt, der auf dem Pflaster einherfährt; vor der Meierei fesseln das Aneinanderklagen der Blecheimer und das Klappern der Holzschuhe auf dem Zementfußboden das Ohr; in der Nähe des Schweinestalles verliert sich jedes Geräusch in dem durchdringenden Geschrei der Ferkel, wenn sie gefüttert werden sollen; und ganz hinten, nach dem stillen Schloßpark zu, vernimmt man das sanfte Glimmen und lodende Krähen und Rufen der Stübner und Puten. Aber all diese Geräusche tauchen auf und ersterben wieder, wogegen ein abnehmendes und anschwellendes Stampfen überall gehört wird, gleich einem festen Grundakkord.

Ein schnurrendes Summen — wie von einem eingeschlossenen riesengroßen Insekt.

Das ist die Dreschmaschine, die in der großen Scheune aufgestellt ist und in Bewegung gesetzt wird von einem kleinen, draußen gelegenen Maschinenhause aus, in dem der Schmied zugleich Meister und Heizer ist.

Tammes, Kis, der Lodenkopf und Krön bringen eine volle Wagenladung nach der andern herbei, die sie von den großen Kornhaufen oder aus den andern Scheunen holen. Der große Paul packt regelmäßig mit seiner Gabel wie mit einer mechanischen Klaue Garbe auf Garbe, die er dem Jakobus reichet, der ebenso regelmäßig ein Messer zieht, das Garbenband durchschneidet und dem roten Jens das Korn zuschiebt, der es packt und in den offenen Schlund der Maschine wirft, die Garbe auf Garbe verschlingt; sie drückt, preßt, schüttelt und reinigt, bis schließlich aus der Öffnung der einen Seite das Stroh und aus dem Schachte der andern Seite die Körner herankommen. Per Holt hängt Sacke unter den Schacht, wiegt sie, wenn sie vollgefüllt sind und trägt sie fort. Auf der andern Seite steht Klein-Lasse, zieht das Stroh beiseite und hustet in der Staubwolke, und eine ganze Anzahl Häusler tragen das Stroh in Bündeln auf dem Kopfe fort; die Bündel sind groß wie Ballkugeln.

Von dem Moment an, wo die Garben zum einen Tor hineingefahren werden, bis zu dem Augenblick, wo sie als Stroh zum andern Tor wieder hinausgetragen werden, vollführen sie einen Kreislauf, und das Korn läuft in die Sacke, Stroh und Korn, jedes gesondert für sich — wie das unreine und reine Blut zu und von den Lungen strömt — alles bewirkt durch die regelmäßigen Stöße der Maschine, die den Pulsschlag gleichen.

Zu diesem Kreislauf verschwindet das Individuum; jeder Arbeiter wird in einen Maschinenteil verwandelt, der zusammen mit anderen Maschinenteilen den Strom goldenen Kornes hervorbringt, der von früh bis spät rinnt und nur dann anhört, wenn die Arbeiter essen oder schlafen — genau so wie die Goldmühle der alten Sagen.

Grün und schmutzig von dem umherwirbelnden Staub, bewegen die Arbeiter sich stumm und schlaff wie Automaten. Ihr Mund ist fest geschlossen und in dem surrenden Geräusch vermögen sie nichts zu hören, weder den eisenbeschlagenen Stoß des Inspektors, noch die Stiefelhacken des Verwalters.

Nur an den Augen, die dem sie beaufsichtigenden Verwalter folgen, sieht man, daß es lebende Wesen sind. Das Weiße in den Augen, wenn sie verstohlen aufblicken, ist nämlich stets der Seite zugewandt, wo der Verwalter sich befindet, und dieses Weiße, in den von Staub und Schweiß verunreinigten Gesichtern, wechselt, sobald der Verwalter den Standort wechselt . . .

Blöklich geht ein nervöser Rud durch die Schar der Arbeiter

Der Kammerherr in eigener Person steht neben ihnen.

Die schmutzigen, schwieligen Hände ziehen die Mützen, und der Kammerherr erwidert leicht den Gruß.

Der Kammerherr ist von hoher Gestalt, mit kurzem Nacken, langem Hals, herabgezogenen Mundwinkeln und eingezogenem Doppelkinn; er hat eine große, gebogene Nase und stark gewölbte, etwas hervorstehende Augen.

Der Kammerherr trägt einen englischen Anzug und ist sorgfältig frisirt.

Eine Weile steht er da und beobachtet, wie das Ganze funktioniert. Die klappernde Maschine, die tief in der Erde steht, und die geschäftigen, grauen Männchen in dem halbdunklen Schenkenraum, die an Zwerge in einem Staubberg erinnern, scheinen ihn zu amüsieren.

Der Holt, der wie ein Odmann der Zwerge leichtfüßig die schweren Säcke schwingt, erregt seine Aufmerksamkeit.

Mit Wohlbehagen ruhen die Blicke des Kammerherrn auf dem Kornstrom, der unaufhörlich dem Schacht entrinnt, und auf den Stornsäcken, die in langen Reihen auf der Tenne stehen. Hundert in jeder Reihe.

Dann schreitet der Kammerherr mit strammen Waden, langsam und gravitatisch, hinaus in den hellen Schloßpark und in den stillen Wald. Genau so schweigend, wie er gekommen.

Der Verwalter jedoch bleibt zurück bei den Arbeitern.

Der Verwalter schwebt stets über ihnen, wie eine drohende Wolke. Er folgt ihnen wie ein Schatten.

Während die Hände mechanisch ihre Arbeit verrichten, hängen die Gedanken sich an den Verwalter, wo er geht und wo er steht, wenn er den Platz wechselt, und wohin er die Augen wendet.

Die Maschine schnurrt und summt. Der Staub wird leicht emporgewirbelt und fällt dicht herab, und die Staubförmchen loden und funkeln, wenn sie in dem von der Sonne gebildeten Lichtkegel, der durch das Fenster dringt und das Halbdunkel quer durchschneidet, auf und ab steigen.

Das einzige Lebenszeichen der Arbeiter scheint ständig mit dem Verwalter verknüpft zu sein. Man fühlt geradezu, wie er geniert. Die beiden Parteien stehen in demselben Verhältnis zueinander wie ein strenger Schulmeister zu den Kindern, die er in Zucht hält. . . .

Endlich weicht der Verwalter von ihnen. Er schreitet die lange Tenne hinunter, und seine Gestalt wird kleiner und kleiner, je mehr er sich dem Ausgang nähert.

Einer der jüngeren Häusler, Riels Rön, steht gerade vor einem Guckloch, durch das er, zwischen zwei Balken, den Rücken des Verwalters sehen kann. Und während er dasteht und schaut, blüht es in seinen Augen auf: ein Einfall, ein übermütiger Streich. (Fortf. folgt.)

Der Liebestrank.

Von Anton Hendrich.

Die Welt war ein Meer wirbelnder Flocken, und die Tannen senkten schwer im Schneesturm. Auch der Anfenjalomo kuschelte und fluchte, wenn er trotz seiner großen Schneereifen an den Füßen hin und wieder einmal bis an den Band in eine Schneewehe einbrach und der vierzähnpfüßige Anfenballen den er, wohl eingeschlagen in Tüchern, in seiner Hütte auf dem Rücken trug, ihn nicht mehr aus dem Loch kommen lassen wollte. Aber er kam jedesmal wieder oben auf im Kampf mit dem Sturm, dem Schnee und dem Anfenballen. Wenn er dann mit gepreizten Beinen, wie es die runden Schneeteiler an den Füßen nicht anders zuließen, wieder weiter schritt, dann setzte sich die Anfenmarei, die während des Salomos Ringens mit den weißen weichen Gewalten ruhig wie eine große Bildsäule stehen geblieben war, auch wieder in Bewegung, trat vorsichtig und fast behaglich in die von ihrem lebenden Schneepflug gemachten Spuren, bis das nächste Einbrechen des Salomo ihr wieder eine willkommene Gelegenheit zum Ausschlaufen gab. Sie selbst hatte nur zwanzig Pfund in der Hütte. Denn zehn von den ihren trug der Salomo, der sich wie eine kleine Lokomotive durch den Schnee von Hintergarten den Feldberg hinauf bohrte, während die Marei gemächlich hinter ihm herkam.

Als sie nach fünfständigem Schneewaten endlich an den Türpfosten der Wirtsstube des Feldberger Hofes die Schuhe abklopfen und sich aus zwei wandelnden Schneefäden wieder in den Anfenjalomo und die Anfenmarei verwandelt hatten, da fanden die Weiden, es sei genug für heute; die fünf bis sechs Stunden bei solchem Wetter bis hinauf nach Todtnau konnten sie auch morgen machen.

Das war in der Zeit, wo die allerersten Schneeschuhläufer auf den Feldberg kamen, und wo im Winter von den zwanzig Betten des Feldberger Hofes selten einmal eins über Nacht einen Gast bekam. Die Marei wollte von dem neumodischen Raibenzug nichts wissen und insolgedessen der Salomo auch nicht. Nur der Jäger-

nazi fuhr am ganzen Feldberg als der einzige unterem Mannenvolk auf den Tüfelsbrettern, und der sah natürlich affurat wieder in der Wirtsstube, als die Zwei hereingetrampelt kamen und nach Nachtquartier fragten, obwohl noch nicht vier Uhr war.

„Da, warum nit?“ sagte die Feldberger Hofwirtin, und meinte, bei solchem Wetter sei man doch am wohlsten unter einem Dach.

„Wenn der Salomo Courage hätte, dann hätte er sich schon lang ein paar Brettl machen lassen und tät in einer Stunde nach Todtnau hinabstüßen; aber natürl, wenn einer keine Courage hat. . .!“

So spottete der Jägerhazi, strich seinen semmelblonden, ver-rupften Schnauz und sah mit der ihm eigenen nichtsagenden Grimmigheit im Gesicht so verächtlich als möglich zur Marei hinüber.

Diese hatte indessen das Tuch vom Kopf genommen, den Kopf mit der eingenähten Hüftenwulst ausgeschüttelt, die gezeichneten Haare zurechtgestrichen, das rote Gesicht mit den kleinen Neuglein und dem ewigen Tropfen an der langen Nase abgetrocknet und sich dann in der ganzen Wucht ihrer Erscheinung auf die Bank am blauen Kachelofen gesetzt. Erst nach einer Weile ruhigen Wartens, während dessen der Salomo mit seinem breiten, an eine negerhafte Abstammung erinnernden Gesicht und den aufgeregten Lippen aufgeregt bald zur Marei, bald zum Nazi schielte, erhob die Marei ihre Stimme und sang ein volles Lob auf den Salomo; denn wie der sei ihr noch keiner vorausgewatet; es sei eine wahre Pläzter mit ihm z' gau und auf den Salomo lasse sie nit kommen.

Der Belobte tat einen triumphierenden Blick zum Jägerhazi hinüber und bestellte sich dann mit nachlässiger Geberde ein Viertel Markgräfler. Dem Nazi wollte er es schon zeigen, was es heißt, ihn bei der Marei ausstehen zu lassen.

Aber als der Jägerhazi gleich nachher hinaus vors Haus ging, um einmal nach dem Wind und dem Thermometer zu schauen, da interessierte es die Marei gerade auch, ob sich das Wetter nicht aufhellen wolle, und sie steckte bei der Gelegenheit dem Nazi eine neue Tabakspfeife zu und ein Päckli „Mauer Ritter“, die sie in der Neustadt für ihn gekramt hatte. Dann meinte sie leise zu ihm, wenn er warte, bis der Winter vorbei sei, wolle sie ihr Wort halten und auf den Herbst Hochzeit mit ihm machen; aber bis zum Frühjahr könne sie den Salomo beim Borouswaten nicht entbehren.

Währenddem die Anfenmarei den Jägerhazi also beschwichtigte, ging der Schieber zwischen Wirtsstube und Küche häufiger auf als sonst einmal im Tag, und zwei kohlschwarze Augen sahen hinüber zu dem einsam sitzenden Salomo. Wenn der aber nicht dergleichen tat, als ob er etwas merkte, führen nachher die Kaffeetrolen und Häfen so stürmisch in der Küche herum, daß die Feldberger Hofwirtin es einmal für nötig fand, einen Blick durch die Türe zu tun und der rabiaten Köchin ihre Gegenwart warnend ins Gedächtnis zu rufen. Die Babette war ein schwarzes Wäldlermaidli, nicht mehr gerade im ersten Flaum, aber doch auch noch nicht in den bestanden Jahren, in welchen die Marei sich befand. Schaffig und hüßig, freundlich und fröhlich geriet die Babette nur in einen Zustand unkontrollierbarer Aufwallungen, wenn der Salomo mit der Marei zusammen in die Wirtsstube kam. Der Salomo war das einzige Mannsbild im Wald, das auf sie Eindruck machte. Denn er war interessant. Die Babette war aber von jeher für das Interessante gewesen. Sie sah es ihm nach, daß er gern den Fixer spielte und gelegentlich unvermutete Lustreize antrat, auf denen er sein Crispantes verlor, kurz alles sah sie ihm nach, nur das nicht, daß er mit der Anfenmarei allwöchentlich einmal über den Feldberg und wieder zurückging, er, der ihr das Heiraten schon vor acht Jahren versprochen hatte.

Dieses Viereck übers Kreuz konnte nicht mehr lange gut tun. Das sah jedermann am Feldberg. Die Dinge waren in das Stadium der höchsten Spannung getreten, und man mußte über kurz oder lang eine Katastrophe erwarten. Die zwei Hingehaltenen, der Jägerhazi und die Babette sprachen sich wohl gelegentlich Trost zu und gerieten dabei selbst in ein stüchtiges Punkensprächen, aber bald stellte sich der alte Zustand der Gefühle wieder her, und ihre Reden über die beiden Abtrünnigen schwankten zwischen verhaltenen Lobeserhebungen und nicht zurückhaltenden Bissen Pfeffer und Salz. Indessen beherrschte die Marei die Situation vollständig, da sie wußte, daß alle beiden Mannenbölster in erster Reihe auf ihr Büchlein auf der Todtnauer Sparkasse spitzten. Soldherlei Freier ergeben sich immer ins Warten. Das feurige Herz der Babette aber drängte zu irgendeinem Abschluß.

Da kam ganz von selbst die Stunde der Tat.

Im Gefühl seines Sieges geriet der Salomo, während langsam die Nacht herabsank, ins Schwadronieren. Als die Lampe angezündet wurde, trug die Babette für die Feldberger Hofwirtin auf einem sauberen Brett in einem porzellanen Kannlein etwas hercin, was der Anfenjalomo noch nicht kannte. Er sei allerweil schon weit in der Welt herumgekommen, bemerkte er, aber was die Herrelüt zum Bier tranken, das hab er noch nicht herausgebracht. Was in dem Kannlein eigentlich sei, — so fragte der die Wirtin.

Die antwortete dem Salomo, das sei Tee, der in China wachse.

Das müsse aber etwas sölli Guetes sein, wenn's von so weit her komme, meinte der Salomo und deutete in nicht mißzuverstehender Weise an, es gelüste ihn schon lang einmal danach, so

etwas zu versuchen. Wenn's sonst anderscht sei, bestelle er halt eine Portion von dem chinesischen Tee auf seine Kosten. Die Feldberger Wirtin aber antwortete, das sei ihre Sache, sie lade den Salomo, weil er der Marei immer so gut vorauswale, hienmit zu einem Biertee ein und die Marei auch. Diese aber lehnte dankend ab. Denn sie war mehr für Spirituosen und bestellte gleich noch ein Gebranntes zu den bereits genossenen.

Als die Babett in der Küche von der Feldbergerhofwirtin gesagt bekam, sie solle eine Portion Tee für den Salomo anrichten, gab es ihr einen Stupf ins Herz, ihre Beine versagten und in ihrem Kopf wirbelte es von wirren Gedanken.

„Der Salomo und chinesischer Tee?! So ein Lumpazi, der ihr schon vor acht Jahren die Heirat versprochen hat und nun mit einem Anfenmensch durch die Welt zieht?! Anstatt drunten im Dorf bei seinem Bürstenbindergeschäft zu bleiben und sich auf ein ehrliches autständiges Familienleben zu besinnen?!“

„Der und Tee?!“

Es wird nie ganz zu ergründen sein, ob Nachsucht, Liebe oder ein bewußter Plan zur Errettung des Ungetreuen aus den Fingern der Anfenmarei den Arm und die Hand Babett lenkte, als sie von dem Mähenbrett anstatt der Teebüchse eine alte Blechschachtel herabholte, darinnen für gewisse Fälle im Haus Sonnenblätter aufbewahrt wurden. Jedenfalls langte sie mit der Sicherheit, wie sie Menschen nur in Schicksalsaugenblicken eigen ist, in die Blechschachtel, tat einen guten Griff, brühte das Ganze an, ließ es kräftiglich ziehen und schüttete den Trank von den verräterischen Blättern ab in ein schön glasiertes, mit lieblichen Blumen verziertes Häflein.

Dann servierte sie es dem Salomo mit pflichthafter Gelassenheit.

Neben manchen anderen menschlichen Schwächen besaß der Salomo die der Eitelkeit. Nichts war ihm so peinlich, als ungebildet zu erscheinen und sich in den Gewohnheiten der Herrenlüt unerfahren zeigen zu müssen. So überwand er denn seinen ersten Eindruck von dem neuen Getränk, den er dahin zusammenfassen wollte, daß er schon bessere Sachen in seinem Leben genossen habe. Aber auch diese Aussprache seiner Empfindungen verjagte er sich, tat auf den Mal der Feldbergerhofwirtin zwei Stücke Zucker mehr in jede Tasse und trank den Tee mit der lächelnden Miene des Kenners bis auf den Grund.

Nachdem der Salomo noch einige lehrreiche Vorträge über China und die Rhinogerosse, welche dortselbst wild herumlaufen, zum Besten gegeben, nachdem die Anfenmarei über ihr achttes Schnäpstein langsam eingenickt war, und der Jäger nazi sich mit der genügsamen Stille des Wissenden aller weiteren Angriffe auf den Salomo enthalten und schweigsam verhalten hatte, gingen alle zeitig zu Bett, wie das in den Bergen im Winter der Brauch ist.

Am anderen Morgen warf die Babett einen scheuen Blick durch den Schieber in die Wirtsstube, wo der Salomo busper und guter Dinge beim Kaffee saß. Während der Nacht hatte es noch schauer geschneit und gestürmt. Aber jetzt lag draußen die weiße Welt im Staat als ob es Sonntag wäre. Alles bligte und funkelte und zuckte und flimmerte im blanken Sonnenschein. Ein Himmel, blau wie ein Dragonerross, stand steil über der gleißenden Welt. Weiß und blau, so sauber ist die Welt nur nach einem Wintersturm! Aber tiefen, tiefen Schnee hatte es geworfen. Weg und Steg waren verweht. Das machte der Marei jedoch nit. Sie hatte ihren Schneepflug bei sich. Als sie auf der Treppe des Feldbergerhofs standen und „Wähüt Gott!“ wünschten, sagte sie ihrem Begleiter, wie man einem Nöpflein „Hü“ zuruft:

„Salomo, watt Du vorus!“

Und der Salomo watete voraus, und die Marei stieg mit hochgerastem Rod breit und leicht in seinen Spuren hinten nach.

Wie lange das so gehen würde, das zu wissen versetzte die Babett in der Küche in einen Zustand beängstigender Aufregung. Als der Nazi, der heute hier oben Revier zu machen und deshalb im Feldbergerhof übernachtet hatte, in die Wirtsstube kam, übernahm es die Babett, und sie hat den Jäger inständig, den beiden nachzufahren und einmal nach ihnen zu schauen. Es habe so fürchtlich tief geschneit, daß ihnen wohl was passieren könnte.

Der Nazi machte zuerst ein grimmiges Gesicht, strich unwirsch seinen Schnauz, sagte dann aber zu. Nach dem Morgenessen hing er die Hinte um, schnallte die Bretter an, stieg die leichte Anhöhe vor dem Feldbergerhof hinauf und schoß dann wie ein Pfeil gegen das Wiesental hinab.

Aber an diesem Tage kam er nicht mehr zum Reviergang zurück. Anstatt des Salomo, der aus unerklärlichen Gründen seiner Begleiterin alle Augenblicke zurief: „Anfenmarei, watt Du vorus!“ und mit der er aus den gleichen, unerklärlichen Gründen in einen unheilvollen Wortstreit geraten war, spürte jetzt der Jäger nazi mit seinen Schneeschuhen der Anfenmarei den Weg voraus bis hinab nach Todtnau.

Mit der Freundschaft war es nach diesem Gang zwischen der Anfenmarei und dem Salomo aus für immer. Sie hat nie erfahren, wer diese Zwietracht zwischen sie gesät. Nach einem halben Jahr waren der Salomo und die Babett einerseits und der Jäger nazi und die Anfenmarei andererseits zwei in aller Ordnung getraute Ehepaare. Und jetzt noch fragt die Babett den Salomo, wenn er auf Abwege geraten will:

„Soll i Dir öppe (etwas) Tee anbrühe?“

Ein Naturforschers Schicksal vor 700 Jahren.

Von H. Falkenfeld.

Im Jahre 1914 fährt es sich zum siebenhundertsten Male, daß Roger Bacon zu Fisher in England geboren wurde. Und wenn schon die Kirche, der er im Franziskanerorden angehörte, kein Wort der Erinnerung für ihn hat, und auch unsere sonst so jubilandsfüchtige Zeit seiner ganz vergaß, so wird doch wenigstens das werktätige Volk, aus dem er hervorging und für dessen Wohlfahrt er arbeitete und litt, ihm eine Stunde des Gedens weihen, wenn es erfährt, mit welcher Genialität Roger Bacon für den Fortschritt und ein menschenwürdiges Dasein des Volkes kämpfte. Sein Wesen und Schicksal mag um so mehr interessieren, als sich darin zugleich ein erschreckendes Kulturbild spiegelt, das Licht darauf wirft, warum das Mittelalter Jahrhunderte brauchte zu Fortschreiten, wie sie sich heute in Jahrzehnten, in manchem von Jahr zu Jahr vollziehen.

Man hat dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert vorgeworfen, sie seien die „dümmsten aller Jahrhunderte“ gewesen, da nicht eine nennenswerte Lebensreform, kein wesentlicher Fortschritt, keine Erfindung von Bedeutung sich in ihnen vollzogen habe. Daß dies nicht an dem „Volk“ jener Tage lag, sondern an der Art seiner Regierung und Leitung, mag uns das Schicksal Roger Bacons weisen.

Er trat, nachdem er unter Entbehrungen sich aus kleinigen Verhältnissen zum Studium emporgearbeitet, im Jahre 1240 in den Franziskanerorden ein. Man tat dies damals nicht aus Weltflucht, aus religiösem Dünkel oder Menschenhät, wie später, als die Klöster sich im Gegensatz zur vorwärts drängenden Zeit zu Orten des Stillstandes und der Lebensabkehr gestalteten, sondern zu Beginn des 13. Jahrhunderts blieb einem Menschen, der sich wissenschaftlich betätigen wollte und nicht als Herr eines Schlosses geboren war, nichts anderes übrig, als in einen Orden zu treten. Nur dort konnte man lehren und lernen. Es ist somit wahr, daß durch die Klöster die Wissenschaften aufrechterhalten und verbreitet wurden. Die Kirche hatte eben frühzeitig erkannt, welche Macht in ihnen liegen konnte. Daraus machte sie von vornherein, Lesen, Schreiben und was sich dadurch erlangen läßt, zu ihrem Privileg zu machen. Dadurch konnte die Oberaufsicht über alles Wissen bewahrt, dieses selbst von allem „gereinigt“ werden, was dem kirchlichen Interesse zuwiderließ; auch war damit jede Neuerung, jeder Fortschritt unterbunden, die irgendwie gegen die kirchliche Weltanschauung verstießen. Das sollte Roger Bacon bald am eigenen Leibe erfahren.

Nichts zog ihn so sehr an wie die Astronomie und Physik. Mit Scharfsinn erkannte er bald die Mängel, die dem Kalender, der Zeitrechnung seiner Tage anhafteten. Man rechnete damals noch so wie das römische Reich nach ägyptischem Vorbild seit Julius Cäsar (Julianischer Kalender) und hatte damit die Länge des Jahres nicht mit astronomischer Nichtigkeit erfaßt. Bacon fehlte in einer Abhandlung auseinander, daß nach dieser Zeitrechnung je 129 Jahre um einen Tag zu groß sind (so daß schon zu seiner Zeit der Frühlingsbeginn auf den 13. März statt auf den 21. März fiel) und legte einen verbesserten Kalender vor. Aber niemand hörte auf ihn. Erst fast 250 Jahre später, als die Widersprüche der Zeitrechnung zu auffällig waren, führte man seinen Kalender ein und ließ damals in der Nacht des 4. Oktober 1582 zehn Tage ausfallen, so daß die Menschen aus jener Nacht am 15. Oktober aufwachten. Nur wurde die große Reform nicht an Bacons Namen, sondern an den des Papstes Gregors XIII. geknüpft, obwohl auch nicht der, sondern der Italiener Luigi Lilio den noch heute gültigen „Gregorianischen Kalender“ ausrechnete.

Roger Bacon arbeitete in seiner einsamen Zelle zu Oxford weiter. Er erfand die Vergrößerungsgläser. Eine neue Welt hat sich dadurch dem Menschen eröffnet und die zahllosen Fortschritte der Biologie, namentlich die Bakteriologie, die Kenntnis der Pflanzenkrankheiten und die gesamte heutige Medizin wären undenkbar ohne Mikroskope. Drei Jahrhunderte früher hätten diese Fortschritte ihren Segen spenden können, wenn man Roger Bacons seinem Verdienst nach gewürdigt hätte. So aber erfanden erst am Ende des 16. Jahrhunderts die Holländer neuerdings das Vergrößerungsglas, das seitdem in Gebrauch blieb. Nur die Brille kennt man seit Bacons Zeiten und wenn auch ihr Erfinder unbekannt geblieben ist, so mag vielleicht dieses Zusammentreffen nicht zufällig sein.

Bacon war der erste, der im Mittelalter den Regenbogen wissenschaftlich als Lichtbrechung erklärte. Und seine Klöstergenossen, Oxford, England, die Kulturwelt, alle, die bisher gleichgültig und unverständig seinem Genie gegenüberstanden, schienen dadurch zuerst aus ihrer Ruhe erwacht zu sein. Warum? Die Regenbogenerklärung ging eben gegen die „Religion“. In der Bibel war der Regenbogen nicht physikalisch sondern „göttlich“ erklärt. Und nun begann man auf die „teuflichen“ Künste des offenbar gefährlichen Mannes zu achten. Als „doctor mirabilis“, als der „wunderbare Lehrer“, war er längst beschrien, nun witterten die Dummköpfe Morgenluft. Man schritt gegen den Modernismus ein und ging nicht mit halben Maßregeln vor. Als erste Maßregel traf ihn das Verbot seines Ordens, seine teuflichen Künste niederzuschreiben. Bacon aber war ein mutiger und aufrechter Mann. Auch er begnügte sich nicht mit halben Ge-

denken, sondern trat nun mit seiner Ueberzeugung hervor, daß solch unwissende Geistliche nicht die geeigneten Lehrer des Volkes sein können. Er entwarf den Plan zu einer Reform der Bildung und forderte, daß sie auf Kenntnis der Natur und der antiken Schriften beruhen müsse, nicht aber auf dem theologischen Wust der Scholastik, an deren Stelle er die Sittenlehre als Hauptinhalt der Religion in den Vordergrund stellte.

Damit war der Bruch vollzogen. Man ließ sich nicht in einen Disput mit ihm ein — man sperrte den gefährlichen Denker und Forscher ein.

Der aber hatte Verbindungen mit Rom, mit dem Papst selbst, und schrieb zu seiner Rechtfertigung, nachdem ihn dieser freigelassen, nun erst recht sein Hauptwerk. Aber nicht Einsicht in das Unrecht, das ihm widerfahren, hatte ihn befreit, sondern nur persönliche Protection. Kaum war also sein Gönner gestorben, ließ ihn sein Ordensgeneral neuerdings einkertern. Und zehn Jahre lang, bis er ein alter und gebrochener Mann war, währte seine Gefangenschaft. Er hat durch sie gelernt, welche Art von Menschen allein dort möglich ist, wo die Kirche herrscht, und hat nichts mehr gelehrt noch geschrieben. Die Flügel des Genius waren gebrochen, wenn auch nicht sein Genie. Denn in rührender Weise findet man in seinen Werken seine letzten Erfindungen in Mäuselanagramme gekleidet. So spricht er von Salpeter, Schwefel und einem feststehenden Bestandteil, durch den man ein bonaer-artiges Kraken hervorbringen könne, und versteht in diesem wunderbar verschörkelten Satz ein Anagramm, dessen Lösung lautete: Carbonum pulvere!

Roger Bacon bekennet sich somit in seinem Werk „De secretis operibus“ („Von geheimen Arbeiten“) auch zur Erfindung des Schießpulvers, aber erst lange nach seinem Tode, um 1313, wird diese letzte Tat fruchtbar. Unbekannt woher (die Erfindung durch Berthold Schwarz ist sagenhaft) taucht das Schießpulver in Deutschland auf und um 1340 steht die erste Pulvermühle zu Augsburg. Um diese Zeit lebte Bacon nicht mehr. Mit welchem Gefühl aber mag dieser seltene Mann gestorben sein, der befähigt war, der Menschheit in so vielem zum Fortschritt zu helfen und dessen Leben zerbrach im Kampfe wider die Mächte seiner Zeit!

Kleines Feuilleton.

Ein märkischer Messias. Schwindler mit religiösen Falschritten haben meistens Erfolg gehabt. Das lehrt auch die Geschichte eines sonderbaren Heiligen, der in Berlin sein Unwesen trieb. So wird in dem genealogischen Kalender aus das Jahr 1789 anschaulich erzählt: Johann Paul Philipp Rosenfeld, (welcher noch, ist als Gefangener in Spandau, lebt) fing im Jahre 1762, wo er 31 Jahr alt war, eine herumtreifende Lebensart an, da er immer Wohlleben, Gemächlichkeit und Ungebundenheit geliebt hatte. Wo er hinkam, brachte er das Gespräch auf Religionsmaterien, nannte sich einen Propheten, einen in der Bibel verkündeten großen Mann; und gab sich endlich für den Heiland der Welt, für den wahren Christus, für Gott selbst aus. Er fand ungemein viel Glauben und Anhang. Dies Werk trieb er, um sich futtern zu lassen, um Geschenke zu bekommen, und um Jungfrauen zu seinem Willen zu beschwären. Auch hierin fand er ungemein viel Glauben und Vereitwilligkeit. Aelteren selbst brachten ihm ihre Kinder; und seine Anhänger ließen ihm das Recht der ersten Nacht bei ihren Bräuten; gerade wie es bei den heidnischen Indianern ihre sogenannten Heiligen haben.

Seiner tollen Religionschwärmerei wegen, welche die Leute verrückt machte, kam er auf zwei Jahre, von 1769 bis 1771, ins Zerkenshaus zu Berlin. Aber der Glaube seiner Anhänger blieb treu. Eine Mutter brachte ihm dortbin selbst ihre damals 15 Jahre alt gewordene Tochter, in Begleitung einer anderen Frau und eines Mannes. Man sagte dem Mädchen unterwegs: „Sie müsse alles glauben, was Rosenfeld ihr sage, und alles thun, was er verlange.“ Man kam an; er sagte: er wolle das Mädchen jetzt zur Braut Christi machen; und that darauf mit ihr, im Angesichte der Mutter und der übrigen gegenwärtigen Personen, was eine Mutter, die nicht ganz wahnsinnig ist, am wenigsten bei ihrer Tochter, zugeben wird, und zu dessen Bewilligung nur der höchste Unsinn des Aberglaubens sie bewegen konnte. Wenn ein Santon in Indien dergleichen auf offener Straße begehrt, so bedecken ihn die Vorübergehenden mit ihren Mänteln, und bleiben stehen, bis das heilige Werk vollendet ist; aber herrscht denn bei uns derselbe Gräuel der Schwärmerei, welcher im Heidenthum Statt findet?

Rosenfeld ward wieder frei, streifte noch eine Zeitlang herum, und kam 1775 wieder nach Berlin, wo er sich nun zur Ruhe setzen wollte. Er war jetzt 44 Jahre alt, und wollte seine Lust gemächlich genießen. Er schrieb also einen Zirkelbrief an seine Anhänger, worin er ihnen eröffnete: „Er habe die Schlüssel des Paradieses, und bei ihm liege das Buch des Lebens; dieses sei mit sieben Siegeln verschlossen: um es zu entsiegeln, brauche er sieben Jungfrauen. Wer ihm keine Tochter nicht gäbe, über den würden alle Seelen Ach und Weh schreien.“ Die Mädchen wurden ihm so leicht geschickt, aber der kaltberzige Volkstümmel (wie ein Scheinheiliger wohl immer ist) behandelte sie sehr schlecht. Nur eine war in diesem geistlichen Cerail die Sultane Favorite dieses Kalifen:

„nur bei der brachte er ganze Nächte zu; sie war von ihm schwanger und gebar drei Kinder. Die andern rief er zwar auch oft genug nach Willkür, zur Wollust auf; allein er ließ sie vom frühen Morgen bis in die späte Nacht mit Wollspinnen aufs sauerste arbeiten; hiervon zog er allen Vorteil, und ließ sich auf die Art ordentlich von seinen Mädchen ernähren. Diese sechs Mädchen prügelte er oft grausam, ließ sie hungern, und hielt sie überhaupt wie Gefangene und Sklaven. Er ließ sie nie zusammen, noch mit ihren Eltern reden, und quälte sie mit Fragen und Klüden und schrecklichen Drohungen. Vorzüglich die Eine, gerade die Schwester seiner Geliebten, ein Gegenstand des Hasses dieser letzteren, und dadurch auch des Barbaren selbst. Einst von Verzweiflung und Hunger und Kummer überwältigt, entließ sie zu ihrer Mutter; allein auf Rosenfelds Drohung: „wenn sie nicht wiederkäme, gehöre sie nicht zu den sieben glücklichen Jungfrauen, sondern sei ewig verdammt und verloren“, kam sie in der That wieder, sagte aber zu einer ihrer Unglücksgegnissen: „Meine Schwester und Rosenfeld haben mir schon das Mark aus den Knochen gezogen: ist gebt's aus Herz los, das sie auch bald abpressen werden.“ Und bald starb die Unglückliche auch bei ihm. Noch eine starb bald nach ihrer Zuhausekunft. . . Drei andere konnten es nicht mehr aushalten, sondern gingen fort. Aber nichts davon empörte die Eltern oder andre Anverwandte.

Sprachwissenschaftliches.

Aus der Naturgeschichte des „Maulaffen“. Die Redewendung „Maulaffen feilhalten“ ist fast im ganzen deutschen Sprachgebiete bekannt und jedermann versteht ihren Sinn. Was aber ist die eigentliche Bedeutung des „Maulaffen“, der den Sprachforschern seit langer Zeit Kopfzerbrechen bereitet? Handelt es sich um einen wirklichen Affen oder um das offene Maul? Adolf Stölzel gibt hierüber in einem seiner reizvollen „Streifzüge“ in die Volks-etymologie und Volksmythologie im jüngsten Hefte der „Grenzboten“ Auskunft.

Das Wort Maulaffe bedeutet überall offen-Maul, die Weisheit, die er dafür zusammensteckt, sind recht anziehend. In Lübeck kennt man „Mulanen“. Es ist dies ein Name für das anderwärts „Feuerstübchen“ genannte Gerät, mit dem die Marktweiber auf dem Markte sich mit übergebreitetem Rode wärmen, wenn sie dazu das Vielesicht in prähistorische Zeit zurückgehende Gebilde aus Ton verwenden und nicht etwa das neuere Feuerstübchen mit einer kleinen Tür aus Messing oder Eisenblech. Den Maulaffen als Scheltwort kennt man dagegen in Lübeck nicht. Der „Mulan“ (in Lübeck übrigens sächlich) besteht aus einem runden Gefäß mit breitem Deckel und kleinerem Boden; die schräg dem Boden zuschauenden Seitenwände haben an einer Stelle ein oblonges ausgeschnittenes Viereck, ein offenes Maul. Das urwüchsige Gerät ist zwar im Absterben, doch kennen es alte Lübecker noch und es ist auch noch im Gebrauch, wenn auch in etwas umgeänderter Gestalt: das einst breite, niedrige Tongefäß ist etwas schmaler und höher geworden; seine viereckige Oeffnung hat sich in ein halbkreisförmiges Segment verwandelt, der festgeschlossene Deckel ist geblieben, und oben sind daran zwei tönerne Henkel angebracht. Nach Angaben eines Lübecker Töpfermeisters heißen solche Deschen Maulaffen, „weil sie das Maul offen (offen) halten“. Sie werden in Meisling bei Lübeck hergestellt. Das ganze Gerät in seiner neueren Form ähnelt einem menschlichen Kopfe, bei dem die Henkel die Ohren darstellen, die Oeffnung den Mund.

Einen anderen „Mulanen“ findet man in Gestalt zweier gekreuzter schmaler Bretter, die in roh geschnitzte Pferdeköpfe auslaufen, an Vorder- und Hintergiebeln an den Häusern vom Rhein bis in die Mark, von Mecklenburg, Pommern bis in das Wenden- und Litauerland hinein. Diese Pferdeköpfe brachten nach altem Glauben dem Hause Glück, außerdem schützten sie das Strohdach vor dem Winde. Bei einigen guten Willen erkennt man an den primitiv geschnitzten Pferdeläusen auch das offene Maul, und in Mecklenburg heißt dieses Giebelzimmer noch allgemein „Mulanen“.

Eine dritte Form des Maulaffen schließlich ist ein ringförmiges Gebäl, das bis in das 19. Jahrhundert sich (in Kirchenfenstern) gehalten hat. Früher kannte man zahlreiche Gebäl, deren Name den Affen oder das „offen“ ebenfalls enthielt, so den Hornoff, nach Lezers mittelhochdeutschem Wörterbuch den „Muntaffen“ und im 15. Jahrhundert sogar einen „Affemund“. Der Maulaffe der Sprache wird noch bei Luther richtig verstanden, als Mensch, dem das Maul offen steht, und erst Leute, die verkehrterweise im Maulaffen einen Affen sahen, füllten das Bedürfnis, aus dem Maulaffen einen Affen zu halten von Maulaffen zu machen und so eine Redewendung zu schaffen, die einen Pleonasmus enthält.

Noch vor wenigen Jahren hat F. Soehns den „Maulaffen, den man feilhält“ als wirklichen Affen zu erklären versucht, das solche Feilhalten möchte er durch feil gleich viel gleich viel zu erklären und so hätte die sprachwidrige Wortstellung für seine Erklärung gesprochen. Stölzel weist nun darauf hin, daß offen und oft im engsten Zusammenhang stehen; nach einer bayerischen Landesordnung vom Jahre 1501 durften z. B. beim Ausziehen des Sommerbüdens nur je zwei und zwei Praver „off“ haben, d. h. feilhalten. Wenn aber „off haben“ mit „feilhaben“ gleichbedeutend ist, enthält der Ausdruck „Maulaffen feilhalten“ nichts anderes, als zwei Ausdrücke für den offenen Mund.